
Die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts

Rezension von: David Stevenson,
1914-1918. Der Erste Weltkrieg,
Artemis & Winkler, Düsseldorf 2006,
800 Seiten, € 39,90.

Im Jahre 2003 erschien die englische Originalversion dieser umfassenden Geschichte des Ersten Weltkriegs. David Stevenson, Professor für internationale Geschichte an der London School of Economics, zählt zu den renommiertesten Historikern des „*Great War*“, wie er in Großbritannien auch nach 1945 bezeichnet wird. Zwanzig Jahre intensiver Forschung des Autors flossen in das vorliegende Übersichtswerk ein. Stevenson konnte dabei auf eine Fülle neuer wissenschaftlicher Spezialstudien, auf wichtige Neuinterpretationen und zusammenfassende Darstellungen zurückgreifen, die in jüngster Zeit publiziert worden sind.

Der Verfasser beabsichtigte, wie er in der Einleitung feststellt, „den Krieg als Ganzes darzustellen“, das heißt erstens in seinen politischen, militärischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Aspekten, und zweitens für alle (wichtigen) Krieg führenden Länder. Den komparativen Ansatz hält Stevenson konsequent durch, woraus sich viele interessante Einsichten ergeben. Die vergleichende und globale Perspektive unterscheidet diese Gesamtdarstellung von den meisten anderen, die aus einem engeren, nationalstaatlichen Blickwinkel erfolgen oder sich weitgehend auf den Hauptkriegsschauplatz Frankreich konzentrieren. Stevensons Vorhaben ist auf beeindruckende Weise gelungen.

Das Werk besteht aus vier Teilen. Der erste Abschnitt befasst sich mit den Ursachen und der Auslösung des Weltkriegs sowie mit der ersten Konfliktphase, dem Bewegungskrieg, der im Herbst/Winter 1914 endete. Im zweiten Teil legt Stevenson dar, warum die militärische Pattsituation nicht die Beendigung des Krieges, sondern eine beispiellosen Eskalation und Ausweitung der Gewalt bewirkte. Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit den Geschehnissen der letzten beiden Kriegsjahre, als die deutsche Führung zweimal alles auf eine Karte setzte und damit die Voraussetzungen für die eigene Niederlage schuf. Im Sommer 1918 erfolgte der militärische Gezeitenwechsel, der letztlich zum deutschen Ersuchen um Waffenstillstand führte. Der vierte Teil schließlich gilt den Nachwirkungen des Ersten Weltkriegs.

Stevenson betont eingangs, dass es Europa zu Beginn des 20. Jahrhunderts an gemeinsamen politischen Institutionen der Friedenssicherung fehlte. Intensive wirtschaftliche Verflechtungen, so sollte sich erweisen, waren kein Allheilmittel gegen Feindseligkeiten. Zwischen 1905 und 1914 bröckelten die Grundlagen für eine Abschreckung allmählich ab. Der Rüstungswettlauf zwischen den beiden großen Machtblöcken – der Triple-Entente und den Zweibund-Mächten – beschleunigte sich, und die politischen Gegensätze nahmen zu. Regional begrenzte Konflikte verschärften sich, und die allgemeine Spannung in Europa stieg dramatisch. „Obwohl keine von beiden Seiten einen Krieg als unvermeidlich ansah, waren sie doch zunehmend bereit, ihn in Betracht zu ziehen.“ (S. 21)

Auslöser der Krise im Sommer 1914 waren das Attentat von Sarajevo und

die österreichisch-ungarische Antwort darauf – eine Antwort, mit der ein militärisches Eingreifen angebahnt werden sollte. Die Führung Österreich-Ungarns ging davon aus, dass ein Krieg gegen Serbien mit hoher Wahrscheinlichkeit auch einen Krieg gegen Russland bedeutete, und nahm das in Kauf, hatte ihr doch der deutsche Reichskanzler am 6. Juli eine geheime Zusicherung der Unterstützung gegen Russland – die berühmt-berüchtigte „Blankovollmacht“ – gegeben.

In Übereinstimmung mit der deutschen Forschung zur Julikrise sieht Stevenson den Schlüssel zur Zerstörung des Friedens in Berlin. Die Einkreisungsphobie, die Perspektive des Unterliegens im Rüstungswettlauf und die daraus erwachsene Angst vor dem Verlust der Großmachtstellung erhöhten die Bereitschaft der deutschen Regierung, die Entfesselung eines europaweiten Krieges als Option zu erwägen. Im Juli ging die deutsche Führung, die einen begrenzten Krieg Österreich-Ungarns gegen Serbien befürwortete, bewusst die Gefahr eines kontinentalen Krieges gegen Frankreich und Russland ein und begann schließlich einen solchen.

Von einem „Hineinschlittern“ in einen allgemeinen Krieg kann also keine Rede sein: Die Opfer des Krieges „verdanken ihr Schicksal einer bewussten Politik von Staaten, beschlossen von Regierungen, die immer wieder die Alternativlösungen zur Ausübung von Gewalt abgelehnt hatten und nicht nur über die millionenfache Zustimmung ihrer Völker, sondern auch über deren aktive Unterstützung verfügten“ (S. 7).

Technische Veränderungen in der Landkriegsführung machten die Austragung kurzer Waffengänge, die eine rasche Entscheidung herbeiführten, nahezu unmöglich. Schon im Herbst

1914 erstarrte der Bewegungskrieg in Frankreich zu einem Grabenkrieg.

Auf die militärische Pattsituation reagierten die Krieg führenden Mächte mit einer Eskalation. Beide Seiten mobilisierten weitere ökonomische Ressourcen, steigerten die Rüstungsproduktion, erhöhten die Truppenzahlen und suchten nach zusätzlichen Verbündeten. Der Krieg wurde zunehmend ein totaler und globaler. Das scheinbare Gleichgewicht gestaltete sich allerdings nicht statisch, sondern dynamisch. Bis Anfang 1917 wechselte die Initiative mehrmals von einer Seite zur anderen: 1915 brachte den Mittelmächten die größten Erfolge, 1916 lag die Initiative wieder bei den Alliierten. Die Waagschale schien sich immer deutlicher zuungunsten der Mittelmächte zu neigen.

Das hohe Ausmaß der Rüstungsanstrengungen wird daran deutlich, dass 1916/17 die meisten Kriegsparteien mehr als die Hälfte des jeweiligen BNP für Kriegsausgaben verwendeten. Die ökonomische Mobilisierung erreichte dann die (relative) Dimension des Zweiten Weltkriegs. In Großbritannien beispielsweise betrugen die Militärausgaben 1917 70% des BNP gegenüber 54-57% 1943.

Alle Krieg führenden Länder deckten nur einen kleinen Teil ihrer Staatsausgaben über Steuern: z. B. Frankreich 15%, Deutsches Reich 17%, Großbritannien 26%. Die Regierungen nahmen vermehrt Zuflucht zum guten Willen der Bevölkerung und borgten Geld. Kriegsanleihen wurden zur wichtigsten Finanzierungsquelle der Kriegsanstrengungen. „Die europäischen Mittelschichten waren bereit, ihre eigene Prosperität und die Lebensperspektiven ihrer Kinder aufs Spiel zu setzen.“ (S. 272) Weiters sicherten sich die Regierungen – in unterschiedlichem

Ausmaß – Zentralbankkredite gegen kurzfristige Verbindlichkeiten. Österreich-Ungarn musste in besonders hohem Maße auf die Notenpresse zurückgreifen, da nur 45% der Kriegskosten durch Kriegsanleihen gedeckt werden konnten. Daher entwertete sich die Währung schneller.

An der militärischen Pattsituation änderte sich bis zum Winter 1916/17 nichts. Beide Seiten hofften nach wie vor, durch eine letzte große Anstrengung den Krieg gewinnen zu können.

Gravierende Fehlentscheidungen der dritten deutschen Obersten Heeresleitung (OHL), die de facto ein Vetorecht gegenüber der Politik besaß, begünstigten in der Folge die Alliierten. Der uneingeschränkte U-Boot-Krieg ab Februar 1917 verzeichnete zwar große Anfangserfolge, vermochte Großbritannien aber nicht in die Knie zu zwingen. Das Geleitzug-System rettete die Seeversorgung der britischen Inseln. Die Entscheidung für den uneingeschränkten U-Boot-Krieg zog den Kriegseintritt der USA nach sich, der sich freilich erst mit erheblicher Verzögerung auswirkte, aber eine wesentliche Voraussetzung für den Sieg der Alliierten bildete. Stevenson betont, dass die Amerikaner den wichtigsten Beitrag mit ihren Truppen leisteten und nicht mit ihren Rüstungsanstrengungen.

Im Frühjahr 1918 setzte die OHL nochmals alles auf eine Karte. Truppenverstärkungen aus dem Osten, welche durch den Zusammenbruch Russlands nach der März-Revolution 1917 ermöglicht wurden, Vorteile in der Taktik und hohe Ausrüstungsreserven sollten den entscheidenden Durchbruch im Westen herbeiführen. Das Urteil des Militärhistorikers Stevenson über den Strategen Ludendorff fällt vernichtend aus: Das politische Ziel

des Angriffs blieb vage, klare strategische Ziele gab es keine. Schon nach wenigen Tagen kam die Großoffensive wegen logistischer Probleme zum Stillstand. „Ihr Scheitern ruinierte die deutsche Armee und machte einen alliierten Sieg möglich, der sich ansonsten um mindestens ein Jahr verzögert hätte oder möglicherweise überhaupt nicht hätte errungen werden können.“ (S. 471)

Mit Recht zieht Stevenson Parallelen zwischen Juli 1914, Januar 1917 und März 1918, als sich die deutsche Führung jeweils als Vabanquespieler betätigte.

Der koordinierten alliierten Offensive in Frankreich Ende September 1918 waren die geschwächten und demoralisierten deutschen Truppen nicht mehr gewachsen. Der militärische Sieg der Entente beruhte auf der Kombination aus neuer Militärtechnik und verbesserter Taktik, auf überlegener Logistik, der Vorherrschaft zur See und dem eklatanten Rüstungsvorsprung. Unter dem Eindruck der Niederlage im Westen und dem Zusammenbruch Bulgariens forderte Ludendorff die politische Führung auf, um Waffenstillstand anzusehen. Eine neue, breiter abgestützte Regierung sollte die Verantwortung für das militärische Debakel übernehmen. Aus Sicht Ludendorffs galt es, den Zusammenbruch der Armee zu verhindern, welcher sie für die Bekämpfung der befürchteten Revolution unbrauchbar gemacht hätte.

Der wahnwitzige Befehl der deutschen Flottenleitung, die Schlachtschiffe zu einem Selbstmordangriff in den Kanal auslaufen zu lassen, löste am 3./4. November die Revolution in Kiel aus, die sich in den folgenden Tagen rasch über Deutschland ausbreitete. Die „Dolchstoß“-Behauptungen der extremen Rechten der Weimarer Re-

publik weist der Historiker entschieden zurück: „Die Revolution war eine Folge, nicht die Ursache der deutschen Niederlage.“ (S. 590)

Im letzten Abschnitt wendet sich Stevenson den kurz- und auch den langfristigen Nachwirkungen des Ersten Weltkriegs zu, insbesondere der Geburtshilfe für die kommunistische Diktatur in Russland und dem Aufkommen von Faschismus und Nationalsozialismus. Doch zum unheilvollen Vermächtnis zählen nicht nur die totalitären Regime, welche das 20. Jahrhundert wesentlich prägten, sondern auch die Konflikte auf dem Balkan sowie im

Nahen und Mittleren Osten.

Die furchtbaren Ereignisse von 1914-18 sieht Stevenson als eine „entfernte, aber machtvolle Warnung“: „Jede Entscheidung zum Krieg ... muss mit der historischen Tatsache konfrontiert werden, dass Krieg ein schrecklich stumpfes Instrument ist; seine Nachwirkungen können nicht zuverlässig vorhergesagt werden – und er kann die Dinge noch schlimmer machen.“ (S. 689) Eine angesichts der Vorgänge im Irak leider nur allzu aktuelle Warnung!

Martin Mailberg